

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DIE SPRACHE DES
MENSCHENGESCHLECHTS

EINE LEIBHAFTIGE GRAMMATIK
IN VIER TEILEN

Erster Band

Erster und zweiter Teil

1963

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

DIE EINSINNIGKEIT VON LOGIK, LINGUISTIK UND LITERATUR

Zum Andenken an Wilhelm von Humboldt

Eine Rede, gehalten 1935,

im »Philosophy Club« des Dartmouth College, Hannover, N. H., USA

In diesem Jahr feierte Europa das Gedenken an Wilhelm von Humboldt (1767–1835). Mein heutiger Versuch will Denken, Literatur und Sprache zu einem Kosmos verbinden; da kann er sich auf nichts besser berufen, als auf den Namen Wilhelm von Humboldts, des Mannes, dessen Streben dem menschlichen Kosmos galt. Sein Bruder Alexander schrieb nach seinen Reisen durch Amerika seine gerühmten Seiten über den Kosmos. Wilhelm aber stellte im Wettbewerb mit ihm dem natürlichen »Kosmos« eine nicht minder komplexe und überraschende Welt gegenüber. Er studierte alle Sprachen, deren er habhaft werden konnte, das Semitische und Indoeuropäische, wie das Chinesische, Baskische, Indianische und die Südseesprachen, weil er glaubte, daß in dem Bau der Sprachen das Geheimnis der nationalen Besonderheit und Geschichte, wie der schöpferischen Bestimmung des Menschen läge. Er behandelte die Sprachen, wie ein Geschichtsphilosoph die verschiedenen Schulen des griechischen Denkens studiert, nicht um ihrer selbst willen, sondern um eines vollständigen Bildes aller Möglichkeiten des menschlichen Geistes willen.

Humboldts Vermächtnis blieb lange ungehoben. Erst in den allerletzten Jahren haben Gelehrte begonnen, die Hunderte von Sprachen der Menschheit wiederum als eine große und wunderbare Offenbarung des menschlichen Geistes zu erfassen. Für Humboldt war Sprache nicht ein pedantischer Erzeugungsvorgang, sondern ein geniales Enderzeugnis. Deshalb kann die

Weise, wie ein Kind sprechen lernt, nicht den Schlüssel geben zum Verständnis des schöpferischen Prozesses, der uns in der Sprache geboten wird. Jeder Vergleich aus der Kinderstube muß geradezu irreführen. Sondern in den höchsten Bereichen unseres eigenen intellektuellen Lebens müssen wir nach Analogien suchen, wenn wir die Kräfte entdecken wollen, die Sprache schufen und sie bis heute neu beleben.

Im Namen Humboldts also erkläre ich den Krieg gegen den ehrwürdigen Aberglauben, daß Philosophie ohne Philologie, wie auch Philologie ohne Philosophie zum Ziele führen können. Für mich sind Sprache, Logik und Literatur Kristallisationsformen des selben Prozesses der Geistesgegenwart. Freilich scheine ich mit dieser Hypothese das Grunddogma der Philosophie zu verletzen; aber *amicus Plato, magis amica veritas* (gewiß liebe ich Plato, aber mehr noch die Wahrheit). Ich muß fürchten, daß diese Lösung die Behaviouristen, Pragmatisten oder Anhänger irgendwelcher mehr oder weniger monistischer Schulen des Positivismus nicht befriedigen wird. Wir aber sind weder Materialisten, noch Idealisten. Immerhin gibt es schon viele Vorgänger auf diesem Gebiet wie Thomas Carlyle, der Jünger Johannes als Verfasser seines Evangeliums, Friedrich Schlegel, Hamann. Vor allem in den letzten 40 Jahren begannen Männer wie Majewski, Ebner, Buber, Cuny, Royen Denkformen zu entwickeln, die uns befähigen, die Einheit von Denken, Sprache und Literatur zu beschreiben. Diese neue Richtung ist keineswegs zufällig. Ohne ein solches Bemühen würde die Verwirrung in den Gesellschaftswissenschaften und der Altphilologie ständig anwachsen. Der beklagenswerte Mangel an Methode in den Gesellschaftswissenschaften entsteht aus der sterilen Haltung der Philosophen, die von der Sprache absehen. Stolz wirkt immer sterilisierend, und es war sicher eine Folge ihres Stolzes, daß sich die Philosophie über die Sprache erhaben dünkte. Sprache war ihr etwas Materielles. Denken etwas Ideelles, Denken ein Prozeß, Sprache aber festgelegt. Wenn aber nun Humboldt recht hätte, und die Sprache ein Prozeß ist? Wenn die

Sprache ein Prozeß ist? Wenn die Sprache klüger wäre als der, der sie spricht, wie ich schon 1912 überwältigt ausrief?¹

Wenn Carlyle recht hätte, und Denken gerade solch Mythenweben und Tanz der sieben Schleier ist, wie nur je ein »Sartor Resartus« (so heißt Carlyles Schrift über soziale Probleme) hervorbringen kann? Doch muß ich zuvor zugeben, daß der Titel dieser Schrift genauer hieße: »Sprache, Logik, – der Literatur«. Indessen erwies sich die Alliteration die drei I als verführerisch. Mein Denken unterlag also schon zu Anfang der Sprache, und der Vortragstitel kann als ein deutliches Beispiel angesehen werden für die Gewalt der Sprache über den menschlichen Geist. Die Sprache ist klangfreudig: »Logic, language, literature« klang gut! So heiße es deutsch Logik, Linguistik, Literatur.

Logik und Philosophie wollen Wissenschaft sein, Wissenschaft, die uns sagen kann, ob etwas wahr ist. Als eine solche »Wissenschaft« von der Wahrheit spottet der Philosoph über die Behauptung, daß seine Sprache und auch sein Schreiben interpretiert werden müsse, statt daß man sein Denken untersucht. Wenn irgendein Kritiker den Denker Hegel wie jeden Dichter oder Schriftsteller einen bloßen Mythenweber oder Sartor Resartus nannte, so interessierte das die Philosophie nicht. Der Logiker, stolz auf seine Wissenschaftlichkeit, zieht die reine Logik dem einfachen Bekenntnis, daß er ein Schriftsteller und Sprecher sei, vor. Es ist seltsam, daß eine Behauptung seinen Spezialistenhaß erregen sollte, die doch dem Philosophen die Möglichkeit gäbe, die Kluft zwischen den Wissenschaftlern zu überbrücken. Sollte er nicht geradezu stolz sein, der Mensch zu sein, wie er sein soll, der nämlich, der die echte Freiheit des Menschen vertreten darf, sein Denken auszusagen und mitzuteilen? Aber von den Odysseen der Spezialwissenschaften heimzukommen zurück zu einer gemeinsamen Sprache für alle, scheint weniger zufriedenstellend, als ein Experiment in der Spezialwissenschaft von der Wahrheit durchzuführen und ohne weitere

¹ In »Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II.«, 1912.

Rücksicht auf die Sprache oder auf die horchende Menschheit schlechthin zu denken.

Wenn wir uns von den Logikern zu den Philologen wenden, können wir uns nicht auf irgendeine individuelle Aussage beziehen, sondern nur auf die allgemeine Lage des Faches. Dieser entsprechend herrscht nicht die Auffassung, daß Linguisten irgendeiner Philosophie bedürfen oder sie voraussetzen. Ich habe Ägyptisch, Griechisch, Latein, Arabisch und Gotisch studiert, ohne daß ich je von irgendwelchen linguistischen Grundsätzen gehört hätte. Man teilt nur ganz einfach nach den verschiedenen Sprachen ein. Als Rudyard Kipling in seiner berühmten Rede als Rektor von St. Andrews der gesamten Studentenschaft versicherte, daß der erste Mensch, der die Sprache erfunden hätte, ein Lügner gewesen sein müsse, ein Mensch, der seine Mitmenschen betrügen wollte, da erhob sich von seiten der Philologen kein Proteststurm, ihn zur Ordnung zu rufen. Moderne Sprachforscher sind nicht der Meinung, daß die Kraft der Sprache auf das innerste verbunden ist mit dem Willen zur Wahrheit. Für diese Leute gilt nicht wie für Aristoteles, daß die Wahrheit das klare Ziel der Sprache sei, und die Lüge nur ein zweitrangiges, nachahmendes Gespenst. Der ganze Gedanke von Schichten der Sprache je nach ihrer Nähe zur Wahrheit ist unbekannt. Die Wissenschaft von der Wahrheit und die Wissenschaft von den Sprachen sind völlig getrennt. Sprache wird betrachtet als Werkzeug, eine Erfindung des Menschen, immer zu seinen Diensten, wenn es ihn gelüstet, diese oder jene Miene aufzusetzen. Wir schauen herab auf das Zeitalter der Offenbarung und leben dahin im Zeitalter der Verhüllung, in welchem Worte zu bloßen Zwecken degradiert worden sind. Der Lügner aus Kiplings Rede ist in der Tat der Zwilling Talleyrands: »Die Sprache ist dazu da, die Gedanken zu verbergen.« Mit einem Fachphilologen als solchem läßt sich über Wachsen und Verfall des Geistes nicht diskutieren!

Wenden wir uns nun zu der dritten Gruppe, der Literaturkritik und der vergleichenden Literaturwissenschaft, so finden wir die

Dinge etwas anders gelagert. Weder der Philosoph noch der Sprachforscher lernt von den Literaturprofessoren, aber der Literaturkritiker macht öfters tiefe Bemerkungen über Logik und Sprache, die verhängnisvollerweise von den Logikern und Linguisten unbeachtet bleiben. Ich erinnere z. B. an gewisse Zeilen aus Thibaudets »Trente ans de Vie Française«; sie mögen als Illustration dienen dafür, wie sogar Gesetzmäßigkeiten entdeckt werden können, die dem Logiker oder Linguisten völlig entgingen. Thibaudet stellt die Tatsache in den Mittelpunkt, daß Bergson in seinem berühmten Begriff »Duréé = Dauer, von dem üblichen Wortgebrauch abweiche: Denn im Französischen bedeute *duréé* »Etwas, das andauert«, »etwas, das sich nicht wandelt«. In Bergson's Sinne aber heißt »dauernd« gerade »sich wandeln«, so wie sich alles wandelt, das lebt. Daher passe in dem Satz »ich bin etwas, das dauert« das Zeitwort »sein« (»ich bin«) nicht. Das Wort »ich bin« mache es unmöglich, mit der Dauer das Fließen zu verbinden¹. Nun sei die Sprache das Werk

¹ Die Stelle ist zu wichtig, um nicht im Original auch hier zu stehen: »Une chose qui dure signifie d'ordinaire une chose qui ne change pas. Au sens bergsonien, durer c'est changer, changer comme on change en vivant. Des lors dans ›je suis une chose qui dure‹ le verbe être n'est pas à sa place. Le mot ›je suis‹ empêche la durée de couler. C'est que la langue est l'œuvre d'une métaphysique substantialiste inconsciente et que la philosophie devrait, si elle en était capable se créer un autre langage, quelque: ›je deviens un avenir qui dure‹. Mais il est conforme à une loi plus profonde encore que la philosophie s'insérant dans un langage qui est fait contre elle en épouse la direction pour la dépasser.«

Der Leser weiß bereits, daß ich Thibaudets Beschreibung der Sprache als »substantialistisch« nicht teile. Nur das »heutige« Französisch ist in diese Richtung von der Aufklärung verbogen worden. Alle modernen Sprachen sind verb-arm im Vergleich zum Gotischen, das an der Zahl der Urverben sogar das griechische übertraf und mithin »besser« sprach als Bergson, weil es nur Wandel und keine Substanzen anerkannte. Die französische Jugend begehrt auf gegen das Substantiv französisch! Sie verlangt eine prophetische Sprache. Siehe Robert Raffy und Jeane-Luc Nancy, »Mise en cause d'un langage«, »Esprit« 1963, p. 562.

einer unbewußten metaphysischen Substanz, und die Philosophie müßte, wenn sie dazu fähig wäre, sich eine andere Sprache schaffen, etwa: »Ich werde eine Zukunft, die dauert.« Indessen, die Sprache entspreche einem höheren Gesetz als der Philosophie, und, sobald der Philosoph in die Sprache eingehe, die gegen ihn geschaffen ist, gebe er sich deren Richtung hin, um sie zu überschreiten. So läßt hier der Kritiker Thibaudet die utopische Behauptung, der Denker könne sich seine eigene Sprache erfinden, fallen und versichert uns, daß nach einem noch höheren Gesetz die Philosophie in die Sprache wie ein Einschub interpoliert werde, und daß sie mit der Sprache in einer der Sprache eigenen Richtung gehen müsse, um fähig zu werden, über sie hinauszugelangen. Welche Tiefe! Welche Folgen für die Sprachgeschichte! Welch eine Lehre über die Philosophen, die immer versuchen, die Sprache auszuklammern, und Fische auf dem Land zu werden! Also auch der Philosoph spricht; gewiß, er braucht das Wort in einem extremen Sinne und geht dabei über die Grenzen der Bedeutung des Wortes hinaus. Nachdem sie durch die Mühle seines Denkens gegangen sind, kehren die Wörter in die Sprache verwandelt und transformiert, manchmal versteinert und zersetzt zurück. Wenn so aber die Wörter das Reich des Denkens nicht ohne Wandlung verlassen können, ist jedes Philosophen Geist ein Saatbeet der Sprache. Wörter sterben in unsrem Gehirn und stehen wieder neu auf. Heißt Denken, von einer bisherigen Sprache in eine andere, bessere übersetzen? An dieser Stelle interessiert uns nicht so sehr das Endergebnis von Thibaudets Entdeckung als die Tatsache, wie sie in unserem Zitat deutlich wurde, daß Denken der Sprache etwas antut. Zum Beispiel tötet es Wörter. Es verwirft einige. Wenn dem so ist, muß die Philosophie untersuchen, was die Logik der Sprache antut. Andererseits kann die Logik nicht länger gleichgültig bleiben gegenüber der Tatsache, daß sie Pflichten gegenüber der Sprache hat, daß sie nolens volens die Sprache ändert. Philosophieren heißt also nicht begreifen und Begriffe prägen, sondern in die Sprache eingreifen! Das wäre also Philosophie!

Daher wollen wir hier von Denken, Sprache und Literatur als einem gemeinsamen Bemühen der Menschen sprechen, die Wahrheit zu verhüllen oder zu enthüllen. Unsere Behauptung ist, daß sie alle Strahlen eines Feuers sind, die im Menschen aufglühen, um dem Mitmenschen seinen Anteil an der Wahrheit zu vermitteln oder zu verbergen. Wir stellen die Behauptung auf, daß Denken, Sprache und Literatur, soweit sie Mittel sind, uns selbst, einem Partner oder allen Menschen Wahrheit zu verbergen oder zu offenbaren, ein und denselben Gesetzen unterstehen. Ohne eine solche Behauptung könnte unsere Absicht mißverstanden werden als gleichbedeutend mit den vielen Warnungen weiser Männer, auf die Sprache zu achten. Natürlich sind auch solche Warnungen von Nutzen. Vielleicht kann ich hier einige Zeilen über die Sprache von Whitehead zitieren: »Die Sprache bezeugt die Weite menschlicher Erfahrung in drei Kapiteln; eines bilden die Bedeutungen der Wörter, ein weiteres die Bedeutungen, die den grammatischen Formen innewohnen, und ein drittes füllen die Bedeutungen jenseits der grammatischen Formen und Einzelwörter, Bedeutungen, die sich in wunderbarer Weise in der großen Literatur enthüllen.« Es ist eine seltene Freude, im Zeitalter der Prosa die Poesie als Wahrheitsschöpferin von einem Mathematiker anerkannt zu finden. Aber so dankbar wir für Whiteheads Rettung sind, müssen wir doch noch einen Schritt weitergehen, bei dem wir seiner Billigung keineswegs sicher sind, die aber Möglichkeiten für ein weites Gebiet neuer Erkundung und Forschung eröffnet.

Thomas de Quincey kommt in einigen seiner Essays unserem Standpunkt nahe. Als er entdeckte, daß der griechische Gedanke des Enthymem nicht auf die formale Auslassung eines Gliedes in Syllogismus beschränkt war, sondern daß das Feld des Enthymem den ganzen Bereich des Lebens umfaßte, wo immer ein Mensch sich ohne die Hilfe der exakten Wissenschaft über Leben und Wirklichkeit Rechenschaft zu geben versucht, da rückte er jene Mitte in den Blick, in der alle, Denken, Sprache und Literatur, in einem schöpferischen Bemühen gegenwärtig sind. Die

große Verachtung der Philosophen für bloße Redekunst darf uns nicht blind machen gegenüber der Tatsache, daß ein jeder Sprecher auf der Redebühne seine Meinung in gültiger Weise auszusagen versucht und daß er so mit dem lebendigen Wort sein eigenes Bemühen vereinen muß. Er muß 1. in dem Monolog denken, den wir das »Denken« nennen; er muß 2. zu einer Zuhörerschaft sprechen und wird auf diese Weise in ein Zwiegespräch verwickelt; er hofft 3. auf eine anhaltende Wirkung, wodurch seine Worte von dem Augenblick gelöst werden und die Macht bekommen sollen, mehr als eine Gelegenheit und eine Hörerschaft zu überdauern. Die Mißbilligung der ersten Hörer widerlegt ihn nicht! In diesem Sinne, so könnte man sagen, enthält eine Rede von der Rednerbühne Athens, wenn sie nicht mit der Ungeduld des Platonikers, sondern der Hingabe des Ethnologen betrachtet wird, den dreifältigen Charakter der Worte: In dem »Monolog« denkt der Mensch laut; im Dialog spricht er mit seinen Hörern; im Pleolog, d. h. dem für mehr als einmal Gesagten, laut Thucydides' stolzem Anspruch eines »Besitzes für immer«, spricht er für künftige Wiedererinnerung. Mit »Pleolog« – pleo, pleion wird in diesem Sinne schon in der Naturwissenschaft gebraucht – bezeichne ich eine Art des Sprechens, die mehr als einer Zuhörerschaft vorgetragen werden kann und soll. Von dem Monolog hat sich das Denken als ein Sondergebiet abgezweigt, und aus dem Pleolog entwickelt sich die Literatur. Heute, nach zweitausend Jahren der Verachtung für das Rhetorische werden Denken und Literatur als zwei Tätigkeiten betrachtet, die praktisch völlig von linguistischen Problemen abgetrennt sind. Unseren Verstand üben wir heutzutage durch das Lesen oder Schreiben von Aufsätzen und Büchern. Die Zwischenstufe des mündlichen Aussprechens unserer Meinung wird nur noch selten eingeschoben. Das führt zu der Illusion, wir könnten außerhalb des Bereiches des Sprechens denken. Diese Ansicht liegt auch der modernen Epistemologie zugrunde, und mir scheint, daß der gleiche Trugschluß sich auch in Kiplings witziger Bemerkung verrät, daß der erste Sprecher ein

Lügner gewesen sei. Kipling sah in seinem Helden einen Mann, der Lügen erzählen konnte, weil er alle Wahrheiten bereits außerhalb seines Sprechens kennen konnte. Der moderne Denker verbirgt vor sich selbst die Tatsache, daß kein Gedanke in das Leben der Menschen eintreten kann als allein durch Zuhören. Die meisten nehmen an dem Prozeß verständigen Denkens nur teil durch Zuhören, Lesen und Antworten. Auch der Stimzettel ist eine Antwort. Die elektrische Induktion des Zwiegesprächs macht uns zu Partnern in der Wahrheit. Wenn dieser elektrisierende Vorgang gespannten Zuhörens vorüber ist, sind wir wieder leer. Die Meinung, daß der Mensch immer denke, weitet die Eigenart der besonderen Lage des Denkers aus auf die Männer einer Fußballmannschaft oder Menschen im Kindergarten oder Schreibmaschinenbüro. Tatsächlich indessen entdecken wir eher Neues über uns selbst, die Welt oder über unseren Glauben durch Aussprechen und Niederschreiben als durch inneres »Denken«. Wer denkt denn schon? Nachdenken ist fast immer anderen-nach-denken! Der Vorgang des Ent- und Verhüllens ist in allen drei Zuständen: Sprechen und hören, schreiben und lesen, denken und nach-denken, am Werke. Das konnte übersehen werden von Optimisten, für die das Denken innerhalb unseres Geistes stets auf Wahrheit zielt. Aber der Mensch ist ebenso erpicht darauf, sich selber zu betrügen, wie er andere betrügt; er gebraucht ebensoviele Tricks, sein eigenes Gewissen, wie das der anderen übers Ohr zu hauen. Das Denken an sich ist nicht mehr gefeit gegen die Trugschlüsse der Leidenschaft, des Vorurteils oder des Eigennutzes als das Sprechen oder das Schreiben. Woher weißt Du, daß Dein Denken wahrer ist? Es kann genau so Mythenweben sein wie die Dichtung, und andererseits kämpft die Literatur ebenso verzweifelt für die Wahrheit wie das Denken. Wir haben kein Recht weder zu einem besonderen Optimismus im Hinblick auf die Aufrichtigkeit des Denkens, noch zu einem besonderen Pessimismus im Hinblick auf die Lügenhaftigkeit des Schriftstellers.

Wenn wir uns fragen, was uns helfen würde, die Form des Den-

kens wie die der Sprache und die der Literatur zurückzuführen auf ein Uralphabet der Formen, mit denen der Mensch sich in der Gesellschaft ent- oder verhüllt, und durch welche die Gesellschaft selbst ent- oder verhüllt wird, können wir auf Goethes Bemerkung verweisen, wonach ein solches Uralphabet in der Menschheit allerdings vorhanden sei. Bedenken wir: diese Grundaussage stammt von einem Meister des Wortes, der vielleicht dessen größter und umfassendster Verkörperer für Jahrhunderte darstellt. Denn Goethe war ein Sänger und Erzähler seines Volkstums und seiner Muttersprache, tiefschürfender Naturphilosoph, Schöpfer und Verfechter des Gedankens von der Weltliteratur. Ein Physiognom hatte ihm erklärt, er sei nach seiner Schädelgestalt ein geborener Volksredner. In Goethe waren nicht nur Schreiben, Sprechen und Denken gleich mächtig; er zweifelte auch nie daran, daß sie im Grunde ein und derselbe Vorgang seien. Diese Überzeugung gibt seinem Aphorismus vom menschlichen Uralphabet die Bedeutung einer auf Jahrhunderte tragfähigen Grundlage.

So wollen wir erneut die Annahme wagen, daß des Menschen wesentlichstes Tun Ent- und Verhüllen ist, daß die menschliche Natur sich darin von der tierischen unterscheidet, daß jede Gruppe, jedes Volk, jeder Stamm, jedes Glied und menschliches Einzelwesen, wo immer vorfindlich, damit beschäftigt ist, sich vor sich selbst, vor anderen und vor seiner Art zu rechtfertigen. Das erklärt, warum er Kleider trägt, Reden hält, logisch denkt und Bücher schreibt. Das erklärt auch, warum wir alle nicht nur auf unsere eigenen Bedenken hören, sondern auch auf das Geschwätz unserer Nachbarn, die Warnung unseres Feindes und die Weisheit der Bücher. Der Mensch ist in jedem Augenblick an seine gesamte Art gebunden. Das ist kein Tier. In jedem gegebenen Augenblick rechtfertigt der Mensch seine Haltung vor dem Menschengeschlecht von Adam bis zum jüngsten Gericht mit echten oder falschen Behauptungen. Er ist ständig aktiv im Ent- und Verhüllen, ständig passiv im Abschließen und Aufnehmen. Denn wo ein Mensch existiert, ist in ihm die gesamte Mensch-

heit gegenwärtig: und vor ihr verantwortet er sich denkend, singend, schreibend. Die Vertreter der Gesamtheit gegenüber ihren Gliedern mögen des Menschen eigener Geist sein, die Ohren des Partners, die Augen eines Lesers oder alle drei zugleich. Aber sie alle geben oder verlangen Auskunft im Namen der Menschheit. Und der Mensch rechtfertigt sich jederzeit für seine Haltung durch Ent- oder Verhüllen. Wenn wir hiervon ausgehen, erscheint es nicht abwegig, daß ein gleichartiger Aufbau den geistigen, linguistischen und literarischen Vorgängen zugrunde liegt, mit denen allen wir Menschen unser Verhalten rechtfertigen. Warum sollten wir, wenn wir bei uns selbst denken, völlig andersartigen Gesetzen folgen wie bei schriftlichen Berichten für die Öffentlichkeit oder einer redseligen Antwort an unsere Eltern? Unterschiede, wie zwischen Volks- und Gebildetensprache, mögen bestehen zwischen raschem Denken und langsamem Schreiben; aber es ist z. B. nicht der geringste Grund vorhanden, warum von uns angenommen wird, daß wir beim Abfassen von Büchern den Hauptgegenstand zuerst, dann die Abschnitte und Einzelsätze wissen sollten, während wir beim logischen Denken von einem kurzen Obersatz und einem Untersatz angeblich zum Schluß vorschreiten. Es ist wahrscheinlicher, daß alle Vorgänge in einem Menschen eine große Einheit darstellen, gerade so wie die eines Buches. Dann sind aber die logischen Verbindungen zwischen den kleinsten Teilen dieses großen Buches des Denkens in ihm selbst sowohl für Gott, wie für ihn nur von geringer Wichtigkeit. Ein logischer Irrtum im einzelnen hätte dann das Gewicht einer Fliege auf dem Rücken eines Elefanten. Der Aufbau jedes Gesamtdenkens wird durch einen solchen Bruch in der Kette von Schlüssen nicht verändert. Die Auffassung des Philosophen, er habe seinen Gegner widerlegt, wenn er ihm einen logischen Fehler nachweise, ist ein dürftiger Gedanke. Eines Menschen wirkliches Denken wird von dieser Art Beweisführung nicht einmal berührt. Eines Menschen Denken ist ebenso sehr aus einem Stück wie die Literatur eines Volkes. Alle großen Philosophien sind aus einem Guß: ihr Gan-

zes ist aber eher da als seine Teile und trägt seine lebendige Wahrheit hoch über den Brückenbogen seines Zeitalters. Den großen Vorgang im Menschen, der in der Polarität von Enthüllung und Heuchelei unausgesetzt verläuft, können wir vielleicht als unsere Antwortsfähigkeit bezeichnen¹. Diese Antworten in ununterbrochener Folge werden im Angesicht Gottes innerhalb des sinnlichen Geflechts der Welt und hin zu den Ohren von der Menschen Geschlechter gegeben. Menschheit, Welt, Gott, wer immer angesprochen wird, einer der drei wird angesprochen und muß angesprochen werden, entweder durch Denken oder durch Sprechen oder durch Ausdruck und Gebärde von jedem menschlichen Wesen in jedem Augenblick seines Lebens. Oft handelt die Gruppe im Auftrag ihrer Glieder, indem sie anderen Gruppen den eigenen Standpunkt entgegenhält. Solche Unabhängigkeitserklärungen oder Erklärungen der gegenseitigen Abhängigkeit werden von der Menschheit unaufhörlich gegeben. Die Anrufe in diesen Erklärungen können Absichten oder Erinnerungen, Klagen oder Kriegsgeschrei, Zweifel oder Gewißheit widerspiegeln; immer ist es eine *apologia pro vita sua*, ob auch ein Volk, ein großer Dichter oder ein bedrücktes Gewissen der Republik Genf oder der Nachwelt oder Gott auseinandersetzen, was sie tatsächlich zu werden gezwungen sind. Die letzten Worte haben wir mit besonderem Bedacht gewählt, weil von allen Denkern, die die menschliche Antwortsfähigkeit vergaßen, die sogenannte Tätigkeit des Menschen stark übertrieben wird. Diese menschliche Tätigkeit ist recht sehr beschränkt auf den Entschluß, die Wahrheit dessen, was mir geschieht, zu verbergen oder zu verhüllen. Derjenige, der sich nicht betrügen will, kann von sich nicht mehr sagen, als daß er sich selbst und seine sogenannten Taten nicht gemacht hat, während er allerdings fähig ist, sein Maß an Heucheln über sein Tun zu bestimmen. Unser Beitrag zu unserem Lebensverlauf ist im Wesentlichen unsere Entscheidung, wie weit wir mit der Wahrheit ge-

¹ Siehe dazu das Kapitel »Responsableness«.

hen. Wir alle können darin nicht sehr weit gehen; aber die Einschätzung der Stärke einer Persönlichkeit hängt vor allem von den Unterschieden in dieser Hinsicht ab. Im letzten Jahrhundert z. B. behaupteten die meisten Denker, sie wollten reine Denker sein. Als ich bescheiden meinte, ich sei ein unreiner Denker¹, habe ich die Grenzen der Wahrheit erheblich erweitert. Mit anderen Worten: des Menschen eigener Anteil an seinem Leben ist enthalten in dem des Mythenwebens oder Enthüllens der Wahrheit. Das ist unser Tun; im übrigen gehören wir in die Welt. Aber eine ehrwürdige Überlieferung gibt vor, daß das Denken Theoretisches, außerweltliches erzeugt und nur die Hände weltliches oder Praktisches hervorbringen. Von dem Standpunkt indessen, daß der Mensch ein antwortfähiges Geschöpf ist, sind Denken, Sprechen und Literatur unser praktischstes Tun, weil die Gesellschaft ständig bestimmt wird durch eines Menschen Freiheit, seiner Furcht zu gehorchen und die Wahrheit zu verhehlen, oder von seinem Mut, sich selbst und anderen zu sagen, was wirklich los ist. Die Gesellschaft wird beständig gewandelt und umgeformt von diesem Bekennen oder Verschweigen dessen, wie gerade in unserem Geist und unseren Gruppen unsere Schicksale sich spiegeln. Erasme de Majewski hat darauf hingewiesen, daß dieses auch »ein sinnlicher Vorgang« ist: Jeder weiß, daß Worte lärmern können, daß unsere Sinne angestrengt werden vom Hören und Folgen einer Beweisführung, daß eine langdauernde Versammlung unsere Nerven ruiniert. Trotzdem leugnen wir beständig die klare Wahrheit, daß es Kraft, auch körperliche Kraft kostet, die Wahrheit zu sagen, daß so viele Fälle des Lügens ebenso viele Fälle bloßer Schwäche sind, weil wir nicht die Nerven hatten, dem anderen ganz unsere Meinung über ihn oder uns zu sagen. Unsere Feststellung, daß sich der Mensch allzeit in einem Prozeß der Berichterstattung und Selbstrechtfertigung befindet, kann nun durch eine andere ergänzt werden, daß ein Mensch oft nicht die Kraft hat, dieser Forde-

¹ Jetzt gedruckt in »Geheimnis der Universität« 1958 S. 97 ff.

rung zu genügen. Der Funken, den er in das elektrische Stromnetz der Gesellschaft schicken soll, bleibt aus, weil er sich zu schwach fühlt und diese Ohnmacht verbergen möchte. Das macht ihn lügen und zurückhalten zu Zeiten, wo er sprechen müßte, und starrköpfig zu Zeiten, wo er zuhören dürfte, wenn er sich nur kräftig und gesund genug fühlte. Damit steht Verbergung nicht mehr auf gleicher Stufe mit Enthüllung; sie zeigt sich als Flucht vor der Enthüllung aus Impotenz. Sie hängt von der Tatsache ab, daß es immer Enthüllung der Wahrheit geben könnte, wenn wir Kraft hätten. Wie kalt im Vergleich zu warm oder krank im Vergleich zu gesund, ist Lüge nichts an sich selbst, sondern nur eine Unmöglichkeit, die sich aus den zu harten Bedingungen der Wahrheit ergibt. Die Gesellschaft beruht auf Wahrheit, auf der Wahrheit der Antworten ihrer Glieder, weil alle Wirkung der Lüge und Heuchelei auf der erfolgreichen Verwendung von Mitteln beruht, die durch ihre Verbindung mit zuvor gegebenen wahren Aussagen geheiligt sind. Wir können nur mit Sicherheit täuschen, soweit andere töricht vorher tapfer genug waren, ihre wahre Meinung zu sagen; so können wir uns auf sie berufen. Wer lügt, versteckt sich immer hinter der Wahrheit früherer Sprecher. Denn wir sollen dem Lügner ja glauben! Die Perser kannten daher nur zwei soziale Grundpflichten: die Wasser rein halten und die Wahrheit rein halten. Jeder Lügner ist ein Parasit, der das Kapital Wahrheit aufzehrt, wie jeder Wasserlauf, den du beschmutzest, unser Lebensvermögen vermindert.

Mehr zufällig haben wir schon einige Verhaltensweisen in dem Vorgang der Enthüllung aufgezehrt. Ein Mensch kann einen Befehl hören, er kann beabsichtigen, irgendwohin zu gehen, er kann ein Gefühl zum Ausdruck bringen, er kann sich einer gemeinsamen Erfahrung erinnern oder einfach beschreiben, was ihm geschieht, wenn immer er den Hörer abnimmt und dem elektrischen Strom des lebendigen Wortes zu vertrauen beginnt. Vielleicht gelingt es uns, aufzuweisen, daß die Sprache, die Literatur und die Wissenschaften, die uns hier das Reich des Den-

kens heißen, Spuren eines gewissen Gleichgewichtes zwischen diesen verschiedenen Formen oder Arten, die Wahrheit auszudrücken, zeigen. Sollten die verschiedenen Arten, dem Menschengeschlechte Erkenntnis zu vermitteln, ein gewisses System bilden, würde mit dieser Entdeckung das ursprüngliche Uralphabet der menschlichen Seele wahrnehmbar.

II

Wir beginnen mit einer ganz einfachen Feststellung. Es ist ein Gemeinplatz, daß Dichtung in Dramatik, Lyrik und Epik eingeteilt werden kann. Es ist auch oder scheint eine Platttheit, daß die Grammatik den Imperativ, Indikativ, Konjunktiv und Optativ kennt. Dann ist nicht schwer einzusehen, daß oberflächlich die Lyrik mit dem Optativ besser zu vergleichen ist als z. B. mit dem Partizip in der Grammatik. Daß das Vorwärtsschreiten der dramatischen Handlung gut in das Schema des Imperativs paßt, und daß der epische Stil und der Indikativ in der Grammatik ein und dieselbe Stimmung widerspiegeln. Diese oberflächliche Bemerkung muß natürlich noch vertieft und ausgebessert werden. Indessen, die dramatische Fabelhandlung und jeder Imperativ haben gemeinsam, daß sie vorwärts in eine unvollständige Zukunft weisen. Freilich ist im frühen griechischen Drama oft das Unbewußte nur die fehlende Kenntnis früheren Geschehens, der »anagnorismos«, die Wiedererkennung, doch wird auch in solchem Falle das Schicksal, die Heimarmene, auf der Bühne empfunden. Wieviel mehr noch, wenn – wie in modernen Tragödien – das Ende bis zum letzten Augenblick ungewiß bleibt! Gleichmaßen wird, wer von dem gleichen Zwang des dramatischen Antriebs in eine ungewisse Zukunft getrieben wird, in einen Prozeß verwickelt, der ihn formt. Die Ungewißheit über die Zukunft, verbunden mit einem Absehen von der Vergangenheit, das Paradoxon der Abhängigkeit von der Zukunft trotz der damit gegebenen Gefahren, wird im Imperativ und im Drama empfunden. Im Vergleich mit dem Drama sind jede epische Be-

schreibung wie die des Achilles-Schildes in der Ilias und die Lyrik des Anakreon verhältnismäßig zeitlos; beide sind weit weniger an dem kommenden, diesem stärksten Zeitelement des dargestellten Geschehens interessiert. Die Zukunft *drängt!* Hingegen heißt es mit Recht: »Ewig still steht die Vergangenheit.« Die Klempner, die Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft bloß aufzählen, als seien sie drei gleichförmige Abschnitte einer Zeit, lügen. Drei entgegengesetzte Zeiterfahrungen kommen in den drei Worten morgen, gestern, heute zu Wort. Weil dem so ist, ist Epos im Gestern, Lyrik im Heute beheimatet, nicht im »morgen«. Eine äußere Tatsache wird beschrieben, eine innere Bewegung wird hervorgerufen. Was die Erinnerungen, die Zitate, die formelhaften Wendungen über die Vergangenheit, diese unvermeidbaren Bestandteile jeder Dichtung betrifft, so wenden sie den Menschen und seine Zuhörer an die Vergangenheit. Epik und Formelhaftes in der Dichtung werden oft für dasselbe genommen. Aber es ist fruchtbarer, zu unterscheiden zwischen den hieratischen Bestandteilen der Dichtung – wie den Homerischen: »Ton d'apomeibomenos prosephe nephele gereta Zeus«, dieser Ansammlung von Nomen und Partizipien – und den beschreibenden Elementen, von denen die letzteren mit ihren lebhaften verbalen Indikativen die aktive, gegenwärtige Beobachtung anzeigen. Wahrhaft ist es, wenn die Vergangenheit einen ganz anderen Ausdruck in der Grammatik findet als den einfachen Indikativ: Das Perfekt mit seiner häufigen Reduplikation, wie in dem Worte »memory« selbst, in *dedi, perdidi, pepuli* »hieß« für einst »De Deit« usw., weist darauf hin, welche scharfe Spannung den Indikativen: es regnet, es schneit, und den reduplizierten besteht zwischen der kurzen Imperativform *dic, duc, geh, lauf*, und verlängerten Formen, in denen der Mensch den zauberhaften Stillstand der Vergangenheit darzustellen sich müht. Auf der Stufe vollständiger literarischer Werke scheint derselbe Gegensatz aufzutreten zwischen der dramatischen und zur Katastrophe führenden Plötzlichkeit des Aufbruches in der Tragödie und z. B. den weit schwingenden, wohl ausgewogenen konventionel-

len Formeln der Gesetzessprache mit ihrem langatmigen: »in betreff«, »in Ansehung«, »wohingehen . . .« und so fort durch Seiten.

Im Gesetzesformular oder in Homers sich wiederholenden Zeilen wird ein beruhigender Einfluß ausgeübt, weil die Vergangenheit voll dargestellt und wiederaufgenommen wird; das Bekannte weicht dem Unbekannten aus und, bevor unsere Rede auf die Zukunft hört, schöpfen wir die bekannte Vergangenheit aus. In der Zeit vorwärts oder rückwärts zu weisen oder räumlich, sei es nach innen, sei es außen zu sehen, das sind vier beständige Lebensstände des Menschen. In jedem Augenblick ist ein lebendiges Wesen der Möglichkeit ausgesetzt, die Vergangenheit zu wiederholen oder aus ihr herauszuspringen nach vorn, und ihm ist die Wahl gegeben, sich in sein inneres Selbst zurückzuziehen oder aber auf seine Umgebung zu schauen bzw. sich in ihr zu verlieren. In allen diesen Beziehungen ist der Mensch nicht unterschieden von dem anderen Leben auf Erden. Seine Eigenart leitet sich aus der zuvor erörterten Tatsache her, daß er in betreff Vergangenheit und Zukunft, innerem Sein oder äußerem Handeln Rechenschaft ablegen muß vor der Welt, vor Gott oder seinem Geschlecht¹. Da ist es offensichtlich, daß er seine Wahl beschreiben oder verhüllen kann durch ein Wort ebenso wie durch ein ganzes Buch. Tatsächlich ist auch ein Buch nur ein einziger Gedanke, wenigstens bei den guten Büchern verhält es sich so, wie Schopenhauer schön ausgesprochen hat. All der Gedankenreichtum eines Buches darf nicht verdecken, daß ein Buch seine Bedeutung seiner Einheit, nicht aber seiner Vielseitigkeit verdankt. Als solche Einheit ist es nur ein Wort, ein Gedanke, ein Ausruf eines Menschen. Die Kapitel, Paragraphen, Sätze und Wörter, sind bloße Einzelheiten, aus denen das monumentum aere perennius jedes Buches gebildet wird. Daher kann die Aus-

¹ Ich habe die Genugtuung, daß die Biologen – siehe die Schriftenreihe »Bios« 1934 ff. – diese meine Denkfigur des »Kreuzes der Wirklichkeit« zu adoptieren anfangen.

sage eines Buches, das also im Grunde ein Gedanke und ein einziges Wort ist, gut bestimmt werden durch die Fragen, wieweit es sich mit der Beschreibung eines äußerlichen Vorgangs beschäftigt, oder ob es eine innere Bewegung widerspiegeln will, ob es zu einer Lösung in der Zukunft heftig treibt, oder die Vergangenheit gelassen erzählt. Natürlich kann ein Buch diese vier Haltungen mischen, aber eben immer nur diese, ebenso wie ein Sprechender vom Perfekt zum Imperativ, vom Indikativ zum Konjunktiv (oder Optativ) wechseln kann und doch gebunden ist, sich innerhalb dieser Formen der Entscheidung über unsere Lage in Zeit und Raum zu bewegen. Solange wie der Biologe die Polarität zwischen einwärts und auswärts an seinem angeblichen Objekt übersah und der Philosoph die ewige Polarität zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, konnte die Identität der Grammatik der Gesellschaft mit der Grammatik der Sprache übersehen werden. Aber der undatierte Philosoph und der unfühlende Biologe belügen nur sich selber.

Wie ich in meiner Soziologie zeigen konnte, finden wir diese Übereinstimmung auf immer höheren Lebensstufen. Hier mag es genügen, die Einteilung von nach innen gerichteter Lyrik, nach außen gerichteten Analysen, rückwärts erzählenden epischen Formen und vorwärts treibendem Drama auf der nächsthöheren Stufe der Literatur zu verfolgen. Poesiegattungen sind nur potenzierte Ausdrucksformen der grammatischen Flexion. Was ist über die anderen Sprachformen: Prosa, Gesetzgebung, Gebet zu sagen? so fragt man sich sogleich. Wie gesagt, Poesie ist nur eine Ausdrucksweise, und Prosa ist von Natur aus ihr ebenbürtiger Partner. Selbst orthodoxe Sprachforscher schauen jetzt in dieser Richtung. Meillet zeigte vor einigen Jahren, daß die früheste indoeuropäische Sprache gleichzeitig prosaische und poetische Ausdrücke für die gleichen Kräfte wie Erde, Himmel, Feuer, Wasser besaß. Royen zog aus ähnlichen Entdeckungen die Folgerung, daß man sich die Sprache durchaus als pluralistisch vorstellen könne, insofern sie Gegenstände und Begriffe gleichzeitig unter verschiedene systematische Grundsätze diffe-

renziere¹. Tatsächlich kann niemand nur eine Sprache sprechen; des Menschen Wirklichkeit ist mindestens vierfältig. Die Rolle des Latein und Griechisch in unseren »Fachsprachen« ist keineswegs zufällig. Wir wollen in verschiedenen Tonarten sprechen. Wir müssen das. Die vier Formen des Lügens sagen dasselbe aus: Erdichtung, Lüge, Heuchelei und cant sind vier verschiedene Weisen, die Wahrheit zu verbergen. Der Imperativ ist die Form, die das Lügen am meisten erschwert. Denn »Cant« sprechen bedeutet, Partizipien und Formeln wiederholen; lügen bedeutet, äußere Tatsachen verbergen; Erdichtung ist bewußte Erfindung innerer Gefühle; aber der Heuchler verhehlt die Imperative für sein Tun. »Passez beauté, beauté passé« ist ein so gutes Wortspiel, weil ein Wortspiel im Kleid des Imperativ selten gelingen kann. Er ist die am seltensten erlügbare Form.

Wissenschaftliche Prosa ist, obwohl nicht allein, durchaus der Poesie ebenbürtig. Prosa führt zu Darstellungen und Gleichungen, Poesie zu Analogien und Gleichnissen. Wenn das stimmen soll, muß die Prosa mindestens so differenziert sein wie die Poesie. Wir stellten fest, daß die Einheit der Poesie eingeteilt ist in die beschreibenden formelhaften, lyrischen und dramatischen Bestandteile. Innerhalb des Bereiches der wissenschaftlichen Prosa finden wir ebenso völlig verschiedenartige Sprachbezirke wie in der Poesie. Denn die grammatischen Formen des Imperativs, Indikativs, Optativs und Partizip bauen sich in der Prosa auf in der Ethik, Mathematik, Philosophie und Geschichte. Politische Rede sollte sein die Artikulation eines ethischen, aus der Zukunft stammenden Imperativs; Philosophie lebt von inneren Vorstellungen; Mathematik analysiert Beziehungen im Außenraum und vollbringt die Schöpfung einer völlig objektiven Sprache. Ein Mathematiker kann sich in einer Sprache ausdrücken, die für alle gilt. Der Philosoph, da er – wie wir von

¹ Es gibt seit Urzeiten nebeneinander hieratischen und weltlichen Kunststil, wie meine Soziologie II darlegt.

Thibaudet erfuhren – die Wörter umwandelt, zieht er sich in eine innere Vorstellungswelt zurück, in die ihm nicht jeder zu folgen vermag. Daß schließlich unter der wissenschaftlichen Prosa alle rein berichtende rückwärts schaut, um die ewig wiederkehrende Vergangenheit zu beschwören, und daß sie alles »Bestehende« in ihren Reden und Äußerungen so getreu wie möglich »festzuhalten« versucht, bedarf kaum eines Beweises. Wenn wir nun Poesie und Prosa jeweils in ihrer Gesamtheit gegeneinanderstellen – wobei wir unter Prosa die eigentlich wissenschaftliche und rationale verstehen – und sie nach ihren Funktionen in der Gesellschaft abwägen, empfinden wir, daß Prosa weniger ein Ausdruck unserer Wünsche und Sehnsüchte ist, d. h. unsrer inneren Gefühle, sondern vor allen Dingen unsere Erinnerungen und unsere Analysen ausdrückt. Dichtung indessen ist der Wächter der Vorgänge unseres Inneren. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß sowohl Prosa wie Poesie, selbst beide zusammengenommen, erst zwei Seiten unseres bewußten Lebens vertreten, den erhebenden Optativ unseres inneren Selbst und den analytischen Indikativ der äußeren Welt. Den zwei weiteren Richtungen, nämlich des Menschen Ausdehnung in die Zeiten, in die Vergangenheit und in die Zukunft, entsprechen zwei weitere Sprechweisen, nämlich, der Vergangenheit das Ritual, die Liturgie, die Sitten; der Zukunft alle die Imperative, die unser Leben beherrschen und die unten anfangen mit »halte dich recht« und oben aufhören mit »tue das Richtige«. Auf den ersten Blick mag es scheinen, als verglichen wir Unvergleichbares. Ist denn der Imperativ und das Partizip wirklich von gleicher Bedeutung wie die Masse der Poesie und Prosa? Hier rächen sich die zweitausend Jahre Alexandria. Sicherlich begegnen wir dem Imperativ und dem Ritual nicht im Klassenzimmer, im Vorlesungssaal, im Laboratorium oder in der Bibliothek. Über das, was den Imperativ betrifft, äußert sich beredt Wilhelm Horn in seinem Buche »Sprachleib und Sprachfunktion«: »Der große Einfluß des Imperativs auf alle anderen Verbalformen erscheint nicht verwunderlich, wenn man unserer täglichen

Sprechweisen beobachtet.« »Man kann viele Seiten eines Buches lesen oder lange Vorträge hören, ohne irgendeinem Imperativ zu begegnen. Aber in der gesprochenen Sprache des täglichen Lebens, in Rede und Gegenrede ist der Imperativ häufig.« »Und wir wissen heute, daß im Griechischen und Lateinischen die zweite Person des Indikativs nach dem Modell des Imperativs gebildet wurde.« »Das« (= du gibst) im Lateinischen z. B. entstand aus »da«, also aus dem Imperativ.

Gleich leicht ist es, das Ritual zu rehabilitieren, diese kraftvolle Verwirklichung der Vergangenheit. Es wäre recht oberflächlich, einfach zu behaupten, Zeremonien befänden sich in unserem Zeitalter des Fortschritts im Verfall und könnten keinesfalls der beschreibenden Prosa oder der erhebenden Poesie die Waage halten. Die überdauernden Formeln, die Wiederholungen, die uns gegen den Einbruch einer ungewissen Zukunft schirmen, müssen nicht immer kirchlicher Art sein. Gerade auch in Amerika sind die Juristen die Priester der Formeln. Überhaupt finden die modernen Demokratien ihr am höchsten geheiligtes Ritual in den parlamentarischen Reden und Verhandlungsweisen. Zu allen Gelegenheiten, seien sie passend oder nicht, zeigen die »Es wird beantragt«, »dem Antrag wird stattgegeben« u. a. m. die ungeheuere Macht der wiederkehrenden Formeln, die die Gesellschaft zusammenbinden. Diese verbindende Macht verdient allein, Religion genannt zu werden. Denn sie bindet uns in die ewige Wiederkehr. Vielleicht ist dies der Punkt, wo der Wandel zwischen der neuen realistischen Denkerschule und der traditionellen am deutlichsten aufgewiesen werden kann. Meillet ist durchaus bereit zuzugeben, daß religiöse Zeremonien praktisch stets eine Sprache benutzen, die von der im täglichen Leben benutzten abweicht. Er schreibt nämlich: »Wenn sie Riten vollziehen, kehren die Menschen zu besonderen Sprechweisen zurück.« Dies könnte richtiger umgestellt werden; denn es ist ein logischer Irrtum, das Ritual außerhalb des Sprechens zu suchen und uns außerdem Sondersprachen zuzuschreiben. Diese Sondersprache ist eben gerade das Ritual. In Absehung

von den Inhalten der Sprache eines Menschen läßt sich sein Grad an religiöser Gebundenheit klar erkennen an all den Gelegenheiten, wo er eine konventionelle, ritualistische, feierliche Sprache verwenden wird. Religion in kirchlichen Formen weiß von dieser Tatsache; Atheisten versuchen, sie zu vergessen und müssen trotzdem ihre Liebsten begraben.

Der Mensch ist antwortfähig für seine Wirklichkeit dank dieser vier Tonarten und erfüllt diesen Aufruf zur Erhaltung des vollen Lebens der Wirklichkeit, wenn er entweder selber alle spricht oder aber Künstler, Chemiker, Pfarrer, Politiker sich hält. Alle Wirklichkeit behauptet sich und richtet sich nach rückwärts, vorwärts, innen und außen. Dies ergibt vier ursprüngliche Annäherungen an die Wirklichkeit und vier verschiedene Grundzustände für den Sprecher:

Das gilt gleichermaßen für ein Volk, das Gesetzgebung, Wissenschaften, Künste oder Rituale schafft, oder wenn ein Dichter in seinem Ausdruck abwechselt zwischen naturalistischen Roman, Drama, Lyrik, Ethik; oder wenn der Mensch im Alltag zwischen den verschiedenen grammatischen Formen hin- und herpendelt. Demjenigen, der eine etwas genauere Terminologie vorzieht, darf ich sagen, daß ich seine Meinung teile, diese Ausdrücke vorwärts, rückwärts usw. seien vielleicht zu simpel¹. Exaktere Beschreibungen der menschlichen Haltungen sind: Plastizität, Konventionalität, Aggressivität und Erhebung. Ein Mensch zeigt sich plastisch unter dem Anstoß eines Imperativs; er ist aggressiv, wo er die Welt in Körper, Formen und Kalkül zerlegt und verwertet; er wird erhoben, wo er seinen inneren Offenbarungen vertraut, und er ist konventionell oder repetitiv, wo er die Vergangenheit redupliziert. Reduplizierend, plastisch, erhoben und aggressiv bezeichnen also die Möglichkeiten des Menschen im Ent- und Verhüllen der Wahrheit². Denken,

¹ In großer Länge entfaltet diese Lehren die Soziologie in dem deshalb zweigeteilten Aufbau in »Übermacht der Räume« und »Vollzahl der Zeiten.«

² Diese Stufen der Personwerdung erläutert die Schrift »Heilkraft und Wahrheit« Konkordanz der kosmischen und der politischen Zeit.

Sprache und Literatur folgen den selben Formgesetzen. Die Gruppe, der hochgespannte Künstler, eine Nation wie Italien heute oder Rußland gestern, ein Gebildeter oder Wilder, alle müssen sie einstehen für eine oder mehr Richtungen der Selbstverwirklichung, wenn immer sie denken, schreiben oder sprechen. Der Verwirklichung nähern sie sich nicht in einerlei Weise, sondern in einer Mehrzahl von Stimmungen oder Tonarten, der plastischen, aggressiven, erhobenen und der konventionellen. Man kann über den Menschen nicht sprechen, ohne nicht auf das zu hören, was er über sich selbst aussagt. Er weiß mehr als der indifferente Wissenschaftler über die Tragödie und die Lyrik und das Epos in ihm und um ihn.

Diese Entdeckungen bringen weitreichende Ergebnisse für die Geschichte, für die Psychologie und Soziologie mit sich. Ich will nicht Ihre Geduld auf die Probe stellen, indem ich alle wissenschaftlichen Probleme aufzähle, die nun mit einer festen Methode angegangen werden können. Doch fürchte ich andererseits, daß ohne jede praktische Anwendung die neuen Kategorien zu abstrakt erscheinen mögen. Deshalb möchte ich ein Beispiel aus jeder der drei Tätigkeiten nehmen, so daß Ergebnisse greifbar werden. Da die drei Tätigkeiten des Menschen Sprechen, Denken und Bücherschreiben sind, fragen wir: Was ist unser unmittelbarer Beitrag zu der üblichen Auffassung der grammatischen Vorgänge? Was hat sich in unserer Ansicht über Literatur geändert? Und drittens: welche Reaktion kann von der Logik, d. h. von der Philosophie erwartet werden?

Gewöhnlich unterscheidet unser Schema der sprachlichen Vorgänge die Tempora, die Modi, die Pronomina und die Beugung, Deklination und Konjugation. Wir stellen meist eine hübsche Tabelle auf: ich liebe, du liebst, er, sie, es liebt, wir lieben, ihr liebt, sie lieben. Zum Lernen einer fremden Sprache mag das »amo, amas, amat, amamus, amatis, amant« ein statthaftes Schema sein. Aber in meinen Augen verrät es einen unvergebaren Mangel an Einbildungskraft, wenn einem Kinde eine solche Übersicht der Muttersprache vorgesetzt wird. In ihr soll-

ten wir die tieferen Zusammenhänge zwischen den Modi, Zeiten und Pronomen anerkennen. Einige Pronomen gehören unmittelbar zu bestimmten Formen, und werden von abgeleiteten Formen nur oberflächlich nachgeahmt. »Denk!«, der Imperativ, ist eine ursprüngliche, ewige und beständige Form. »Wir werden denken« und »sie sollen denken« aber ist künstlich. Warum ist das so? Der Imperativ ist mit den Personen Ihr und Du fester verbunden als der Indikativ oder das Partizip. Man könnte sogar sagen: ohne den Imperativ gäbe es kein Du. Denn der Imperativ sucht nach »Dir«. Er ist nämlich noch ohne den, der ihn stattgibt. Erst »Du« erhörst ihn! »Ich« andererseits gehört besonders zum Optativ, Desiderativ und Konjunktiv. Anders ausgedrückt: eine bedenkende, realistische Grammatik würde die Tatsache betonen, daß drei Formen des Verbs auf drei Formen der Person zu beziehen sind. Die Übersicht hieße daher besser:

Ama Hab mich lieb
 Amen Wie gern tät ichs
 Amat er (sie) ist verliebt.

Hier haben wir echte Einheiten aus Akt und Gestalt vor uns. Eine vierte solche Einheit bildet »wir« mit dem Perfektum wie das berühmte »Fuimus Troes«, »Troer sind wir gewesen.« In allen diesen Fällen sind Akt und Gestalt seines Trägers aus einem Guß. Aber wir geben heut den nachträglichen Analogien das selbe Recht über die Kinder und so gewöhnen wir sie an ein Ableiern, in dem Ursprüngliches und Nachgeahmtes durcheinandergerührt werden.

Solange nur tote Fremdsprachen aus Grammatiken erlernt wurden, aber kein Buch zwischen meine Muttersprache und mich sich zwischenschob, mochte schulmäßig Sprache immerhin so als Ware oder Leiche behandelt werden. Aber unter uns Produkten der allgemeinen Schulpflicht wirkt die Schulgrammatik als die Hohe Schule der Gottlosigkeit. Denn da wo nicht unser eigenes, sich wandelndes Selbst mit ergriffen wird, werden Worte zu Waren. Und gegen dies Warenschicksal der Worte ist das vom Marxismus verfluchte Warenschicksal der Arbeit das geringere Übel.

Ein unsere Scham respektierendes Verhalten würde die »Substantivitis«, die falsche Metaphysik, die verkehrte Rangordnung: Zahlen zuerst, Worte hinterher, Namen überhaupt nicht, beseitigen, über die wir Thibaudet klagen hören.

Auch dürften sich dann die Philosophen nicht länger beklagen über die arme Blechschmiede »Sprache«, die ihre wunderbaren Gedanken mißhandele. Denn ein lebendes, sich unausgesetzt wandelndes Geschöpf Sprache ist unausgesetzter Neuschöpfung fähig. Wir würden auch der unausgesetzten Sterbeprozesse ansichtig, etwa des Sprachmordes seit 1933, der heut halb Deutschland aller Stimmtiefe beraubt. Werkzeuge wie Amboß und Hammer brauchen nicht zu sterben. Für solche festen Dinge hielt man auch die Worte. Leben aber wird nur um den Preis des Sterbens gewährt. Darum blickt jede Generation, jeder Sprecher auf einen Friedhof der Sprache und muß viele Leichen wiedererwecken. Alle Renaissancen haben hierin ihren Ursprung und sind eben deshalb unerläßlich. Aber unsere wahnwitzige Reklamepraxis macht aus Zeitworten Dingwörtern, aus geflügelten Worten »Schlag«-worte, und dadurch verurteilt sie viele lebendige Ströme zum Vertrocknen, weil sie nur an Gegenstände glaubt.

Der große Religionskenner W. Brede Kristensen hat sich oft gegen diese falsche Auslegung alter Sprachen gewendet¹. Soviel über die Verbiegung der Sprachbiologie durch die Grammatiken. Für die Literatur möchte ich auf eine andere Seite der Wahrheit hinweisen. Wir können nun sehen, warum die geistige Gesundheit und Hygiene eines Volkes von einem gesunden Gleichgewicht zwischen den vier Richtungen des Beschreibens und damit Zergliederns, des Singens und damit Sich-Erhebens, des Gehorchens auf Befehle und damit des Sich-Wandelns, und des Denkens und damit der Überlieferung der Wirklichkeit abhängt. So kann jede besondere Literatur charakterisiert werden nach dem jeweiligen Verhältnis der vier Grundrichtungen in ihr. Nehmen

¹ Siehe jetzt sein »The Meaning of Religion«, The Hague 1960, p. 175.

wir die Lage der Literatur des 19. Jahrhunderts mit ihrer Fülle an Wissenschaft, Romanen und geschichtlicher Forschung. Der analytische Roman drang vor mit seiner Objektbetrachtung. Das heißt die Außenfront wurde am stärksten bemannt. Da Liturgie, Gebet und Ritual praktisch ausstarben, mußte Ersatz für eine echte Beschäftigung mit der rückwärtigen Linie erfunden werden; der Historismus ersetzte das Ritual. Es ist gewiß wahr, daß die Geschichte rückwärts schaut; aber sie tut das nun nicht mehr als Epos, sondern als Unterfall der Analyse, als eine Unterart innerhalb des Bereiches der Prosa. Prosa ist immer analytisch, zergliedernd, aggressiv. So ist die Rolle, die die sogenannte wissenschaftliche Geschichtsschreibung während der letzten hundert Jahre spielte, nur als Notmaßnahme zu erklären. Sie gab sich für Wissenschaft aus statt zu erzählen. Ihr Fehlschlag ist daraus zu erklären, daß sie nur einen Ersatz darstellte. Die Geschichtsschreibung konnte den glanzvollen Weg der Naturwissenschaften, dieser deutlichsten Vorkämpfer der Tendenz nach außen, begleiten, aber sie konnte nicht hoffen, den vollen Ausgleich herbeizuführen, weil sie beschlossen blieb innerhalb des Feldes der Prosa. Der Historist leugnete, daß erzählen immer schon Gesprochenes erneuert. Diese Öde der Historie erklärt zugleich auch den heutigen Übergang zu einer entschieden unprosaischen, imperativistischen, futuristischen Literatur. Es ist mehr als eine Vermutung, wenn wir annehmen, daß eines Individuum Heil und das Heil von Völkern abhängen kann von dem Ausgleich zwischen Prosa, Poesie, Ritual und Imperativ. Das kann in grammatischer Weise so ausgedrückt werden: jeder Einzelmensch, wie jede Gruppe, muß fähig bleiben, frei und auf die Winke des Schicksals hin vom subjektiven Ich zum objektiven Es zu wechseln und weiter zum aufhorchenden Du, zum erinnernden Wir.

Mit dieser Formel haben wir schon auf das Gebiet der Philosophie übergreifen, aus dem ich mein letztes Beispiel zu geben schuldig bin, weil ich im Philosophischen Klub spreche. Den Philosophen scheint nichts so sicher wie die naive, arrogante

Schulmeinung, daß die Wirklichkeit in Objekte und Subjekte geteilt werden kann und muß. Diese Zweiteilung wird für eine der Welt selbst gehalten; aber die Welt ginge zugrunde, wenn sie ernst genommen würde. Sie entspringt einem Verbergen und Verschleiern der einfachen Wirklichkeit, daß die Haltung, in der wir der äußeren Welt als Subjekt gegenüberstehen, nur eine flüchtige und vorübergehende Funktion oder Stellung unter unseren anderen Funktionen und Stellungen sein darf. Wer vorwärts schreitet z. B., darf nichts von einer solchen Zweiteilung der Welt wissen. Wie wir sahen, handelt er unter dem Zwang des Imperativs; er ist in die Zukunft initiiert, weil er noch plastisch ist; er vernimmt einen Befehl. Das Große in jedem ethischen Imperativ, komme er von außen oder innen, unten oder oben, ist, daß ich nicht das Subjekt des Imperativs bin, den ich vernehme. Nehmen wir den Philosophen selbst, der sich anschickte, dreißig Jahre nur zu denken. Descartes nannte sein Grundaxiom: »cogito ergo sum«. Er gab ihm die unschuldige Form eines wissenschaftlichen und prosaischen Satzes; da er Wissenschaft treiben wollte, mußte er auch alle Wahrheit über sich selbst im indikativischen Stil ausdrücken. Aber niemand wird glauben, daß ein Mensch, der sich mit vierundzwanzig Jahren – 1618 – entschließt, sein ganzes Leben dem Denken zu widmen, diesen Schritt in der beschreibenden Haltung des »cogito ergo sum« tun kann. Auch Descartes hörte auf einen Imperativ, den alten Rat der Schlange, Cogita et eris sicut dei, und das ist wahr: durch Denken wurde er, was er schließlich war, kein Gott, aber ein viel vergötterter Heros der Neuzeit. Aber dies »cogita« wurde nicht von derselben Stimme in Descartes Innerem gesprochen, die dann in seinem Werk zu sprechen begann. Denn dies grundlegende cogita wurde zu ihm, nicht in ihm gesprochen. Als er auf diese Berufung horchte, war er in diesem Augenblick weder ein Ich noch ein Es, weder ein Subjekt noch ein Objekt. Vom »cogita« kann nicht gesagt werden, daß es ein Objekt suche, und es kann auch nicht an ein Subjekt gerichtet sein. Subjekte nämlich wie Objekte können nicht menschlicher Sprache gehor-

chen. Wo immer wir einen Imperativ haben, ist nur derjenige, der den Befehl gibt, ein Subjekt, ein Ich, und dieses Ich wird immer in der Einbildung dessen, der den Befehl empfängt, von übermenschlicher Größe sein. Die Gegenstände hingegen, über die zu denken der Philosoph aufgefordert wird, sind seine Objekte. Er selbst ist also in diesem Moment ein Jemand, der Objekt genannt werden kann! Descartes, er empfängt von einer Macht sein Geheiß und als er gehorchte, da erfuhr er nur allmählich, wer mit ihm aktiv und brüderlich fechten werde, und was alles sein »Objekt« bilden solle. Die gute protestantische Holländerin, die ihm ein Kind gebar und nach ihm sah und die er verschwieg, und der Kardinal Beryll, den er mit seiner angeblichen Wallfahrt nach Loreto betrog, waren sie Objekte oder Subjekte? Sie waren keines von beiden!¹ Die Wahrheit über den Menschen ist, daß er glücklicherweise nie auch nur davon träumen kann, reinrassiges Subjekt² oder ein rein objektives Mädchen in der Maschine zu werden. Es ist stets Entwürdigung, wenn ein menschliches Wesen als Objekt behandelt wird. Aber es ist auch immer eine unerlaubte Vergöttlichung, wenn er von sich selber als einer *prima causa*, einem wirklichen Subjekt denkt. Hat er sich denn selbst geschaffen? Die ausschließliche Zweiteilung in Subjekt und Objekt kann auf dem Gebiete der Philosophie nicht länger gehalten werden; denn der Mensch, bevor er überhaupt diese Teilung vornehmen kann, muß schon dem Imperativ »cogita« gehorcht haben, und dieser Imperativ ist bedeutungslos ohne ein Ich, das ihm befiehlt, wobei ich mich also weder in die Lage eines »es«, noch eines »ich« befinde, sondern in der eines hörenden »Dich«, das wie ein Geschoß von dem Bogen eines anderen, Stärkeren abgeschneit wird. Unter dem Zauber der Anrede finde ich mich in einer nachgebenden Haltung, die es erlaubt, mich in etwas vom Vorherigen völlig Verschiedenes zu wandeln! Der Denker, der die Welt in Subjekte und Objekte

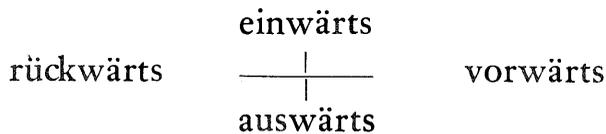
¹ Siehe dazu das Kapitel »Die Rasse der Denker«.

² Siehe auch Soziologie I (1956).

zweiteilt, könnte das nicht tun, hätte er nicht ein Stadium durchlaufen, in dem er erst ein analytischer Zergliederer noch wurde. Es ist ein seltener Fall von falscher Grammatisierung der Sprache, der in der Bibel gemeinte Sündenfall, daß vernünftige Leute an die allgemeine Gültigkeit der Subjekt-Objekt-Teilung glauben; denn offensichtlich ist nur das Fehlen einer dritten oder vierten Vokabel der wirkliche Grund für diesen unhaltbaren Glauben. Menschen, die zusammen gelebt, eine Erfahrung geteilt haben, alle, die zu und von dem andern »wir« sagen können, sind einer dem anderen ebensowenig Subjekte und Objekte, wie derjenige, der von einem Befehl angesprochen wird. Auch diese müssen als eine Ordnung besonderer Art herausgehoben werden. Sie sind durch die gemeinsame Vergangenheit umgewandelt worden. Man könnte daher den Transzendental-Idealisten, die nur an Objekte und Subjekte glauben, eine Beruhigungsspielle gegen ihre Schmerzen verabreichen, indem man von dem »du« und »ihr« unter dem Imperativ als von Praejekten spricht und von Trajekten als dem Ergebnis der Vereinigung im »wir«-Partizip. Sobald nämlich erst eine Vokabel da ist, wird jeder an die Gestalten, die dahinterstehen, zu glauben beginnen. Das muß gesagt werden nach drei Jahrhunderten der Verarmung: ein Name, der sich unseren Lippen im ehrlichen Kampf um die Wahrheit entrungen hat, ist in der Tat zumeist der Standarten-träger eines Stückes Wahrheit. Durch seinen Namen ist etwas in das Leben gerufen und unter den Schutz der ganzen menschlichen Gesellschaft gestellt worden. Präjekt und Trajekt ragen über bloße Subjekte und Objekte hinaus.

Des Menschen Präjektivität, seine »Geworfenheit«, ist das Problem vieler moderner Denker wie Heidegger und Kierkegaard. Jedes Kind ist »Präzient«, d. h. im Vergleich zu seinen Eltern ferner von dem schon gestalteten Leben: »Er liegt noch nicht fertig vor!« Andererseits haben wir alle, bevor wir zu uns selber kamen, den Lebensstrom wiederholt überquert, und jedesmal war es eine andere Mannschaft, die Verzweiflung und Glauben, Erfolg oder Mißerfolg mit uns im gleichen Boot erfuhren. In

dem Begriff »wir«, der diejenigen umgreift, die in demselben Boot von einer Seite des Flusses zur anderen trajiziert werden, wird eine trajektive Erfahrung festgelegt. Es ist die Frucht jeder Lebensgeschichte, daß wir zu Gliedern einer Gemeinschaft oder Gruppe gemacht werden, die bereit ist, mit uns zu danken, die unser Leben geteilt haben: Mitteilen hängt an Mitgliedschaft. Die meisten unter uns sind den Versuchungen einer wissenschaftlichen Aggressivität oder eines mystischen Subjektivismus wenig ausgesetzt, wir finden Genüge an unserer trajektiven Beharrung im Schlendrian oder werden fortgerissen von unserer umstürzlerischen Präjektivität. Verfallend und revolutionär, trajektiv und präjektiv, paßt besser zur Einteilung als subjektiv und objektiv. Demnach ist es keine willkürliche Wahl, die Wörter Präjektivität und Trajektivität herauszugreifen, damit sie von nun an mit »Objektivität« und »Subjektivität« rivalisieren können. Wie Thibaudet sagt: »une loi profonde«, ein tieferes Gesetz, regiert die Bewegung von Sprechen, Denken und Schreiben und macht uns zu Erzählern, Sängern, Chemikern oder Politikern. Als ich anfang zu denken, brachte mich die angeblich wissenschaftliche Terminologie »Subjekt/Objekt« in Verlegenheit. Dann vergaß ich aber diese Zweiteilung und begann, mir ein eigenes Koordinatensystem aufzustellen, indem ich in das Leben und die Gesellschaft um mich schaute. Biologie und Soziologie können zusammenstimmen in dem Kreuz der Wirklichkeit:



Von diesen vier möglichen Lagen spreche ich nicht, oder denke ich nicht, oder schreibe ich nicht in nur einer einzigen Sprechweise; sondern ich verwandele mich jedesmal, sooft ich wieder von einem anderen dieser vier Blickwinkel meines wirklichen Lebens aus zu hören oder denken beginne. Es ist einem Menschen nicht gegeben, seiner komplexen Wirklichkeit mit einem einzigen Stil des Bewußtseins zu genügen, bevor er den Anspruch

erheben kann, unsere Wirklichkeit wieder geordnet zu haben. Wenn wir Professor MacIver richtig verstehen, will auch er eine Mehrheit von Stilen für »eine jede Wissenschaft, deren Feld das menschliche Leben ist« verteidigen. Keine Heirat z. B. würde die Dichte der Wirklichkeit haben, die sie doch meistens besitzt, wenn sie nicht vier Stile hervorriefe: 1. den göttlichen Befehl »liebe mich«, 2. die Hochstimmung der Geliebten, 3. das nüchterne Rechnen der Hauswirtschaft und 4. die Geborgenheit des abendlichen Geplauders und der gemeinsamen Ferien. Keine einzelne Erfahrung des Sprechens oder Stiles genügt, um die volle Erfahrung unseres Lebens innerhalb und außerhalb von vornherein und hinterher in uns auszudrücken. Der Irrtum aller »ismen«, vor allem des Rationalismus, aber auch des Mystizismus, ist ihre Anmaßung, sie könnten mit einem einzigen Atemzug oder Gefühl erreichen, was nur mehreren Atemzügen und entgegengesetzten Konstellationen gelingen kann. So mußten wir uns nach Worten umsehen für eine treffende Beschreibung der menschlichen Stile, die sich auf die vier verschiedenen Blickwinkel unserer Existenz gründen. Wenn wir sie Plastizität, Reduplikation, Aggressivität und Erhebung nannten, gaben wir sicher nur Bezeichnungen »a fortiori«; das ist jedoch das Richtige für den Vorgang der Namensgebung. Die Hauptsache bleibt: Denken braucht Zeit. Wahrheit braucht Zeit. Sie muß uns umzuwandeln Zeit haben. Die Physiker erstreben zeitlose Wahrheit. Die gibt es nicht. Das »Cogito« des Knaben Descartes ist erst als seine ganze Biographie durch 54 Jahre sinnvoll. Und die hat er als Präjekt und Trajekt durchwandelt.

Indessen bleiben diese neuen Namen innerhalb des Kreises unseres vorliegenden Vortrages und unserer Diskussion. Sie sind vielleicht »schlagend«; aber sie opfern dafür ihren »pleologischen« Wert, weil sie noch nicht in einer Tradition wurzeln. Ausdrücke rein privater Art bewegen sich leicht in einem fehlerhaften Zirkel. Technische Ausdrücke müssen erst langsam von der Subjektivität unserer Theorie gelöst werden; sie müssen das Feld mitleidlosen Wettbewerbs und rücksichtsloser Auslese der

Schulen betreten. Sie müssen sich prüfen lassen, ob sie wirklich unersetzlich sind. Wenn einer nur die beiden Farben Schwarz und Weiß kennt, ist unsere Aufgabe nicht, ihn neue Ausdrücke für Schwarz und Weiß lernen zu lassen, sondern ihn zum Sehen von Blau und Grün zu bringen. In ähnlicher Weise konnten wir nicht die lange akademische Überlieferung der Begriffe »Subjekt« und »Objekt« einfach ausschalten; wir mußten auf die bestehende Sprache Rücksicht nehmen. Aber wir konnten den Anspruch auf Allgemeingültigkeit der Subjektivisten, wie der Objektivisten als unrichtig enthüllen. So kamen wir zu einem Kompromiß. Wir bleiben bei der alten Terminologie, aber wir begrenzten sie durch zwei weitere technische Ausdrücke. Derart opferten wir vielleicht die Schönheit der Kontinuität, weil wir wissenschaftliche Prosa schreiben, nachdem wir zuerst unserer poetischen Inspiration freien Lauf gelassen hatten. Sprechen ist selbst ein politisches Tun, und politisches Tun heißt immer: neues Geschehen wieder mit alten Lebensformen verbinden. Deshalb schwelgen echte Politiker immer in Kompromissen, und darum wird die poetische und schöpferische Eingebung des ersten Augenblicks immer durch prosaische Technik erstickt. Darum sind sowohl bloßer Subjektivismus wie auch mitleidloser Objektivismus schlechte Philosophien, und darum schließlich durchlief unser eigenes Programm der neuen Methode selbst verschiedene Ausdrucksstile, bis es sich auf den Weg zurück in eine künftige Tradition tasten konnte. In ihr verschmelzen Linguistik, Logik und Literatur zur Einheit.

Denken kostet Zeit

Das bedeutet nicht, daß eine bestimmte Anzahl von Sekunden, Stunden oder Tagen gebraucht werden, wie das moderne Barbaren nach dem Muster der Zeitstudien in der Fabrik darzustellen versuchen. In unserer Behauptung, daß Denken Zeit kostet, wird der Begriff »Zeit« in dem Sinne »aller möglichen Eigenschaften, die der Zeit Farbe geben«, gebraucht oder der Zeit-

pausen, die durch die gesetzmäßige Folge von Impression zu Besitz zu Ausdruck zu Definition einen Vorgang in der Wirklichkeit darstellen. »Zeit« heißt hier nicht der nur äußerliche Fluß astronomischer Einheiten; »Zeit« heißt hier die ständig wechselnde Färbung erfahrener Zeit. Damit enthält die Formel: Denken kostet Zeit, zwei Behauptungen, 1. unser Denken ist datiert; es trifft uns als eine moralische Verpflichtung, jetzt und heute zu denken. Wir müssen bereit sein, uns dieser Pflicht hier und jetzt zu unterziehen, etwa am 10. Juli 1935. 2. eine Mehrheit verschiedener geistiger Stufen müssen überwunden sein, bevor wir vorgeben können, unsere Pflicht getan zu haben. Eine Definition zu empfangen oder zu verstehen, kann nicht der vollständige geistige Vorgang verstandesmäßigen Denkens genannt werden. Verschiedene Phasen müssen erfahren werden, bevor das Denken behaupten kann, der Wirklichkeit zu genügen. Denken ist ein soziologischer und biologischer Vorgang. Als solcher kann er nur verwirklicht werden im Gang durch eine Anzahl von Phasen oder Stationen. Denken, Sprechen und Schreiben sind Geschöpfe und verhalten sich wie alle anderen Geschöpfe. Sie sind einmal nicht gewesen. Sie werden plötzlich erschaffen: sie entspringen wie eine Quelle. Sie haben eine Lebenserwartung. Sie können gemordet werden.

Wenn das Denken die Krönung des Lebensvorgangs ist, kann den Dogmatikern klargemacht werden, warum in den Gesellschaftswissenschaften, im Leben oder in jedem Buch – außer in der Mathematik – Definitionen nicht am Beginn stehen können, sondern erst den Schluß des geistigen Prozesses bilden dürfen, für die das Buch, die Rede oder die Meditation der Ausdruck ist. Es ist ein Aberglaube, daß ein Redner seine Wort vorweg definieren könne. Wer das zu tun vorgibt, lügt.

Definitionen sind Ergebnisse. Ein jeder Mensch feineren Verstehens weiß das instinktiv. Aber nun kann bewiesen werden, warum dies so sein muß und warum Mathematiker und Gesetzgeber – in ihren rechtmäßigen Definitionen – und ähnlich Gerichtete Ausnahmen darstellen.

Die Definition ist eines Menschen letztes Wort nach einer Reihe von Aussagen über eine Sache. Sicherlich können solche letzten Worte in Klassenzimmern durch Tausende von Jahren weitergegeben werden, solange die Gläubigkeit der Schüler sie wiederholt. Aber diese Weitergabe der Erzeugnisse an die letzte Generation hat wenig zu tun mit dem Finden der Wahrheit als tatsächlicher Erzeugung. Der Denkprozeß führt vielleicht hinauf zur Definition genau wie ein Gerichtsverfahren in einem bestimmten Urteil des Gerichtshofes endet. Alles Sprechen im Gericht oder Parlament führt zu einer Entscheidung hin; aber diese Entscheidung ist bedeutungslos ohne die vorangehenden Debatten der Kläger und Verteidiger. Der Kläger zieht seine Schlüsse auf Grund des objektiven Gesetzbruches; der Angeklagte hebt das subjektive Recht seines Tuns hervor; das Verfahren holt die Vergangenheit heran, um dem gegenwärtigen Gerichtshof die Möglichkeit zur Beurteilung zu geben, wie weit dieser Fall die Wiederholung früherer Geschehnisse ist. Schließlich kommt die Entscheidung auf den noch ungeklärten, neuen und formlosen präzedenzen Fall herab und preßt ihn in eine legale Form. Das Präjekt ist nun an Subjekte, Objekte und Trajekte herangerückt worden; nunmehr kann es aus einem unverstandenen Präjekt zu einem begriffenen Präzedenzfall geworden sein.

Das ordentliche Gerichtsverfahren enthält alle Grundbestandteile des geistigen Vorgangs, den wir zuvor betrachteten, aber es legt die verschiedenen Phasen des Prozesses in verschiedene Personen hinein: Staatsanwalt, der Verteidiger, die Schöffen und die Richter sind vier Denktypen. Es wäre ein völliges Mißverständnis des Vorgangs zu meinen, daß alle diese Leute dieselbe Sprache sprächen; man erwartet von ihnen, daß sie verschiedene Töne anstimmen. In früheren Zeiten war die Klage des Klägers wirklich ein Trauergesang. Der Ermordete wurde von seinen Freunden vor das Gericht getragen, und durch lauten und leidenschaftlichen »planctus« (= Schlagen auf Brust und Arme) durch Jammern und Streuen von Asche auf das Haupt erzwungen sich die Verwandten des Ermordeten Aufmerksamkeit und

Gehör für ihren Verlust. Sie fragten an, ob solches Geschehen recht wäre. Das verbrecherische und ungesetzmäßige Ereignis wurde in ihrem Geschrei und ihren Gesten gegenwärtig gemacht, verkörpert. Wenn die Leiche nicht vor das Gericht gebracht werden konnte, mußte wenigstens ein Teil des Körpers vorgelesen werden. So naiv wurde der Gesetzbruch vorgestellt – was wir heute Zeugnis nennen. Der Vorfall mußte sichtbar gemacht werden. Klagen und Klage war ein und dergleiche Laut, der da laut wurde.

Der Angeklagte hätte nicht zugelassen, daß ihn die Kläger an dramatischer Aktivität übertreffen. Er hätte begonnen, vor der Gemeinschaft (das war in jenen Tagen das Gericht) sein Inneres zu entfalten. Wie auch heute hatte er natürlich große Schwierigkeiten, seinen inneren Geisteszustand zu enthüllen. Seine heiligsten Gefühle, seine Bindungen an Gott und an die Menschen, seine Religion mußten offenbart werden. An diesem Punkt gewinnt die Bemerkung, daß Sprechen eine Enthüllung der Wahrheit sei, ihre volle Bedeutung. Die Worte des Angeklagten müssen seinen inneren Geisteszustand, die Reinheit seines Glaubens, das Fehlen belastender Erinnerungen, den Einklang und Frieden seines Inneren enthüllen. Das alte Gesetz kannte zwei Wege für eine solch erregende Absicht. Der Angeklagte sollte sein Bewußtsein bis zu seinen tiefsten Wurzeln ausgraben, seine Beweggründe bis in ihre entfernteste Verästelung beschwören, und er sollte seine nächsten Freunde, mindestens zwei an der Zahl, aber oft sieben, zwölf oder mehr, auffordern, seine feierliche Selbstentkleidung mit einem feierlichen Gesang zu begleiten, in dem sie seine Gutgläubigkeit in dieser Entblößung des inneren Selbst versicherten. Während einerseits die Leiden des Ermordeten auf das Nachdrücklichste von seinen Freunden in dramatischer Klage zum Ausdruck gebracht wurden, mußte andererseits der Angeklagte bei seiner gefahrvollen Selbstoffenbarung von seinen Freunden geschützt werden. So außerordentlich erschien die Aufgabe, einen Mann sein innerstes Denken aussprechen zu lassen, daß, je tiefer er stoßen sollte, um so mehr Helfer um ihn

stehen sollten. Es war so, als ob die Eideshelfer durch ihre feierliche Versicherung seiner Gutgläubigkeit den Makel ausgleichen müßten, der jedem Gliede der Gemeinschaft durch ein allzu öffentliches Bekenntnis seines Seeleninneren zugefügt wird. Wir können nicht enthüllen, ohne den Schleier der Konvention und Ehrfurcht zu zerreißen. Scham ist eine Haltung, die einen Menschen nicht unter den Grad an Zwang geraten läßt, der für die Erzeugung der Wahrheit notwendig wäre. Menschliche Beschämtheit ist ein wichtiger Bestandteil in dem Vorgang der Sprache, des Denkens und Schreibens. In der ordnungsgemäßen Verfolgung des Gesetzes überwinden die Parteien ihr natürliches Schamgefühl durch ein Ritual gefühlsmäßiger Erregung. Von diesem ganzen schöpferischen Bemühen früherer Zeiten ist heute freilich noch wenig übriggeblieben. Wenige nur nehmen noch den Eid als eine Erscheinung außerordentlicher, tiefer Psychoanalyse, in der eines Menschen Beziehung zu Gott freigelegt werden soll, trotzdem er lieber davon schwiege! Im Eide gab der Mensch seine gesamte Zukunft der Rache der Götter anheim. Er band seine Anwesenheit vor Gericht, diesen kurzen Augenblick eines Tages, an sein gesamtes weiteres Leben. Während die Anklage das Verbrechen von außen in das Gericht hineinbrachte, enthüllte der Eid das ganze innere Leben, die Hoffnungen und Befürchtungen des unter der Anklage Stehenden vor seinen Richtern. Was für uns so schwer zu verstehen ist, ist der Sinn der Feierlichkeit des Eides. Äußeres Zeugnis wird durch vernunftmäßiges Sprechen dargelegt; aber inneres Zeugnis hat seinen eigenen Stil. Die Oberflächlichkeit und Einfachheit bloßer Beschreibung, so vertrauenswürdig sie bei dem Umgang mit materiellen Tatsachen auch sei, ist gänzlich unangebracht dann, wenn eine Seele unter der Herausforderung steht, ihre Zurückhaltung zu überwinden und eine Wahrheit über inneres Geschehen auszusagen. Unser Zeitalter wirft die Sphären durcheinander; es hat viel von der alten Weisheit verloren, die davon wußte, daß ein innerliches Geheimnis nicht in derselben Sprache ausgesprochen werden kann wie äußerliche Wirklichkeit. Die

Richtigkeit der letzteren wird durch so viele Daten wie möglich gesichert; innere Wirklichkeit dagegen wird erlangt durch eine Aufsteigerung der Sprache bis zur Weißglut. Quantität für äußeres, Qualität für inneres Zeugnis, das ist die Regel vor Gericht – und in der Philosophie. Der Eid und die Eideshelfer sind Mittel, die Aussage zu intensivieren und kondensieren. Vielleicht wirken sie heute nicht mehr, aber sie zeugen von dem Pluralismus der Stile in jedem ordentlichen Gerichtsverfahren. Mehrere Tonarten müssen aufklingen, um die wirkliche Lage heraufzubeschwören!

Ein unschuldiger Leser mag an dieser Stelle den Einwand erheben, daß er wohl bereit gewesen sei, den pluralistischen Charakter des Sprechens im gerichtlichen Vorgehen zuzugeben, daß er aber dessen Verwandtschaft mit dem Denkprozeß in einer philosophischen Debatte nicht einsehen könne. Hat sich nicht zudem die Entscheidung gerade von allen vorangehenden Beweisführungen und Reden gelöst? Kann sie nicht auf sich selbst beruhen? Was ist es nütze, nach Schluß der Debatte wieder auf die Beweisführung der leidenschaftlich interessierten Parteien zurückzugreifen?

Das bringt uns auf den Hauptgang unseres Arguments zurück. Das ordnungsgemäße Gerichtsverfahren enthält die verschiedenen Stile, in denen der Mensch die Wahrheit enthüllt, weil es eines der Beispiele vollständiger menschlicher Sprache ist. Es rafft in das Vorgehen eines Tages Tatsachen und Gefühle, Erinnerungen und Pläne zusammen, die sich über unbestimmt längere Zeit und weiten Raum erstrecken. Die Definition ist nur die Quintessenz dieses verdichtenden Vorgangs. Das juristische und gesetzmäßige Vorgehen zeigt das Grundschema philosophischen Denkens. Die Griechen übertrugen es aus der Polis in die Akademie. Plato beginnt nie mit einer Definition; wie sollte er in einem Dialog? Wir können nicht mit der letzten Phase anfangen, wenn wir nicht bereits zu Gesetzgebern einer Gesellschaft bestimmt worden sind, die sozusagen die Aufregungen schon hinter sich hat! Für die Festlegung eines Gesetzes hat der Gesetzes-

geber volle Gewalt, sich auf trajizierte Erfahrung, die aus leidenschaftlicher, wie rationaler Zeugenaussage zusammengestellt wurde, zu verlassen. Er empfängt ja seine Beglaubigung bereits von einer Gemeinschaft, einem »wir«; deshalb sind seine Worte nicht privater Natur, sondern die Sprache seiner Gemeinschaft. Und diese hat gelitten! Wenn er also das Gesetz formuliert, haben seine Worte die volle Entwicklung normalen Sprechens erfahren; sie sind schon in allen Nebenbedeutungen gebraucht worden. Seine Wörter müssen schon durch das gesamte »Gebiet der Bedeutungen«, wie schon Gardiner es nennt, gewandert sein, bevor er sie festnageln kann in der Bedeutung, die er mit seiner Formulierung niederlegen will.

Der Philosoph kann nicht wie ein Gesetzgeber beginnen. Er besitzt nicht die Autorität, das letzte Wort im Meinungsstreit zu sagen. Als Schulmeister kann er diktieren; aber diese Art von Lehren durch Diktate in Hörsälen, die dann die Kladden der Schüler mit Definitionen füllen, hat nichts mit Philosophie zu tun. Der echte Philosoph ist seiner Gemeinschaft noch nicht sicher. Bevor er etwas entscheiden kann, muß er auf seine Gemeinschaft gewartet haben. Er muß gefunden haben, wen er braucht, die Gruppe, die bereit ist, seine Fragestellung zu teilen, seine Klage zu hören, als sein Richter zu handeln, durch inneres oder äußeres Zeugnis oder Beispiel bewegt zu werden.

Es ist kein Grund zu einer Klage darüber, daß Wörter einen weiten Bedeutungsbereich besitzen, in vielen Farben schimmern und sehr leicht zu Mißverständnissen führen. Dieser weite Bedeutungsbereich ist das Große an ihnen. Ohne ihn könnte ich den Leser nicht überzeugen, daß einige Bedeutungen des Wortes für unser gemeinsames Anliegen weniger wichtig sind als andere. Ich könnte meinen Leser oder Hörer nicht zu dem Punkte führen, wo er meine Absicht versteht, das Wort künftig auf eine bestimmte Aufgabe hin zu begrenzen. Ich könnte nicht sein Interesse an einer besonderen Seite des Wortes erwecken.

Dieser Vorgang der Überredung ist das Vorgehen der Forschung

in den Gesellschaftswissenschaften. Wer mit der Definition begänne, versuchte, den Gesetzen dieses Verfahrens zu entgehen. Vielleicht ist er ein Gesetzgeber am falschen Platze, dessen Machtwillen im Schreiben und Lehren einen Ausweg sucht. Aber er ist kein Gesellschaftswissenschaftler; denn er lehnt ab, laut zu denken und auf diese Weise seinen Mitarbeitern sein Denkvorgehen annehmbar zu machen. Darum nähre ich die Hoffnung, daß sich die Ausdrücke Präjekt und Trajekt als nützlich erweisen können. Ich wählte sie noch nicht in der ersten Phase meines privaten Denkens. Ich verwandte sie nicht, als ich meine Sache dem Leser vorbrachte und sie als eine fruchtbare Entdeckung wärmstens seinem Interesse empfahl. Sie kamen uns als das Finale. Jeder vorhandene und erprobte Gedanke wird so reduziert wie die Telephonnummer in einem Telephonbuch, unter der wir immer wieder anrufen können. Das ist der Wert eines Begriffes; wir können die Wirklichkeit, die darin verdichtet ist, wieder anrufen. Aber ein Fremder, der an einen neuen Ort kommt, wo er keine Freunde hat, wird wenig von einem Telephonbuch dieses Ortes haben. Zum Begriff gehört die Erinnerung an ein gemeinsames Erleben.

Begriffe wie Präjekt und Subjekt befinden sich auf der Grenzscheide zwischen Sprache und Dogmatismus, Leben und Versteinerung, Forschen und Bibliothek. Definitionen definieren tatsächlich die Grenze zwischen Studio und Museum in der Denkkunst der Menschen.

Diejenigen, die auf der ersten Seite mit Definitionen beginnen, analysieren zuerst erstarrte Worte. Sie fangen dort an, wo der Prozeß des Lebens geendet hat. Erstarrte Sprache in ihrem Zustand abstrakter Wahrheit ist ein Leichnam, dessen Sektion durchaus nützlich sein kann. Aber dieses Sezieren weiß nichts vom Leben selbst. Das Leben enthält alle Vorgänge, die dem Tode vorangehen; daher ist das abstrakte Denken nicht der einzige Denkvorgang. Es ist nicht wahr, daß ein Mensch Denken, Wollen und Fühlen als drei voneinander geschiedene Lebenskräfte besäße. Gefühle, Wille und Gedächtnis sind geladen mit

Denkprozessen, wie die objektive Betrachtung mit jenen. Wir brauchen unsere Geisteskraft gleichermaßen in Kunst und Wissenschaft, Erziehung und Religion. Das Bild eines Menschen, der zwischen Wille und Kontemplation (Schopenhauer) oder zwischen irrationalem Mystizismus und kaltem Rationalismus hin- und hertreibt, ist eine Karikatur aus dem 19. Jahrhundert. Den menschlichen Kosmos in seiner Vollständigkeit finden wir in jedem kleinsten Inspirationsakt vertreten. Der Mensch ist wie jedes lebende Geschöpf den vier Richtungen von Zeit und Raum – vorwärts, einwärts, auswärts, rückwärts – ausgesetzt in jedem Denk- oder Sprechvorgang. Der Unterschied zwischen seinem emotionalen imperativischen und seinem rationalen Zustand ist einer der Anordnung, nicht vollkommener Absonderung. Vielleicht kann es uns helfen, wenn wir hier Zahlen für die vier Bestandteile einsetzen: 1 für Erinnerung, 2 für Imperativ, 4 für Rationalität und 3 für innere Erfahrung. Jeder Denk- oder Sprechvorgang wird alle vier Bestandteile enthalten; aber die Anordnung, oder Folge dieser Bestandteile wird in den verschiedenen Geisteszuständen verschieden sein.

- 1, 2, 3, 4, kann ritualistisches Denken beschreiben,
 4, 1, 2, 3, mag als Formel für wissenschaftliche Prosa dienen,
 2, 3, 1, 4, würde der Anordnung der Bestandteile entsprechen,
 wenn wir in den Gehorsam präjiziert sind.

Wir können sagen, daß ein Mensch unfähig wird zu denken oder zu sprechen, es sei denn, er habe die Freiheit, alle vier Bestandteile auf sich zu berufen. Nicht die Bestandteile sind in Dichtung, Wissenschaft, Politik oder Religion verschieden, sondern ihre Anordnung. Des Menschen Geist ist immer komplex, weil er das Kreuz unserer Wirklichkeit widerspiegeln muß. Des Menschen Geist ist verwurzelt in einer Seele, die vier verschiedene Formen von Trajekt, Objekt, Subjekt und Präjekt annehmen kann, weil sie auf allen diesen vier Fronten des Lebens zu jeder Zeit kämpfen muß. Herkunft, Zukunft, Eigenart und Schauplatz verlangen immerdar Gehör.

An diesem Punkte stimmen Karl Böhlers Untersuchungen zu unseren eigenen Entdeckungen. Aber es kann nicht die Absicht dieser Rede sein, seine Forschung im einzelnen zu behandeln, da auch er Denken und Sprache leider durchaus trennt. Unser Hauptgegenstand ist die Einheit des menschlichen Kosmos und der vollkommene Prozeß von Leben, Tod und Wiederauferstehung, den alle geistigen Energien durchfließen.

Verschiedene Anwendungen wurden gegeben. In der Grammatik sollte unsere Muttersprache uns vorgestellt werden als die Einführung in die Geheimnisse der Person. In der Literatur sind alle Bücher Fehlschläge oder Verluste im Hinblick auf den gesunden Ausgleich des Volksbewußtseins. Jede Einseitigkeit der Literatur wird an dem Volk gerächt werden durch verhängnisvolle Unterdrückung der Wirklichkeit. In der Philosophie schließlich verpflichtet das »cogita« das wissenschaftliche Denken auf das angemessene Feld und die angemessene Zeit zu beschränken. Niemand »soll« vierundzwanzig Stunden am Tage denken, und keiner kann seine Geisteskräfte nur in einem einzigen »Stil« gebrauchen. Er ist gezwungen, zwischen ihnen zu wechseln.

Das Gebot »cogita«, dieses Grundgesetz des Wissenschaftlers ist aber nur eine Unterart des allgemeinen »Vernimm, höre, horch!«, das wir so naiv an alle richten, wo immer wir Vorlesungen halten, lehren oder Bücher schreiben. Damit sind wir an dem Punkte, oder besser, am Ende unserer raschen Skizze, wo wir die schönsten Früchte unserer neuen Methode ernten können. Der einzig mögliche Inhalt menschlicher Ethik, die nicht völlig des Menschen menschlichste Eigenschaft übersieht, ist nun enthüllt. Jede Reihe pelagianischer Moral-Regeln guten Verhaltens wird immer in gänzlichem Mißerfolg enden, wenn sie vorgibt über reine Konventionen und Nützlichkeitsregeln hinauszugehen; denn sie leugnet des Menschen Freiheit und die Unberechenbarkeit des Lebens. Jede Inhalts-Ethik zielt auf die nichtmenschliche Seite unserer Erfahrung, auf die zoologische Mechanik der äußeren Geschehnisse. Aber der Köcher wahrer

Ethik enthält keine anderen Pfeile als die Imperative, die aus des Menschen Gespräch mit dem Universum stammen. Sie heißen alle wie das erste Gebot der Bibel: Horch, vernimm! Es ist die Pflicht des Menschen, auf die Stimmen von Liebe, Weisheit und Gesetz zu hören, im übrigen ist er frei. Es gibt nicht so etwas wie einen ethischen Materialkodex; denn könnte nicht eine Stimme vernehmbar werden, die lauterer und wahrer ist als dieser? Das einzige ethische Gebot, das Kirche und Gesellschaft dem Menschen auferlegen können, ist: Höre zu, denke es durch! Das erste, was die Gesellschaft ihren Gliedern garantieren muß, ist Zeit zur Erinnerung und Besinnung. Das ist z. B. die erste Notwendigkeit in unseren Gesetzen über die Ehe: Bedenkzeit, Reuezeit, Vernehme-Zeit. Vernunft stellt Hörer und Zuhörer, »vernehmen« an die erste Stelle!

Wo immer ein Mensch denkt, antwortet er auf die Einwände, die sein eigenes Gewissen und Gedächtnis hören läßt; wo immer er auf seinen Freund oder Feind hört, ist er ein »heterokroates« der Hörer von einem anderen; wo immer er ein Buch liest, nimmt er teil an einem Zwiegespräch zwischen abwesenden oder früheren Partnern. Es muß eine neue, bessere Zusammenarbeit innerhalb der uneinheitlichen Gesamtheit der Wissenschaften vom Menschen vorhanden sein, um die Vorgänge der Sprache, Literatur und des Denkens vollständig zu beschreiben als hinzielend auf den ewig dauernden Menschen, der unter den drei Geboten: Audi, Lege, Medita! steht. Diese drei Gebote sind unsere menschliche Mitgift. Sie sind unsere einzigen moralischen Vorschriften allgemeinen Charakters. Sie machen die menschliche Gesellschaft zu der verletzlichen, gebrechlichen, liebenswerten Schöpfung, die sie ist. Sie sind nur drei Formen eines Gebots. Ist nicht alle Erziehung auf dieser Annahme aufgebaut? Wie könnten wir wagen Schüler zu lehren, ohne an diese drei Gebote zu glauben? Sie sind die einzig mögliche Rechtfertigung für die Arroganz des Menschen zu schreiben, zu sprechen und Vorlesungen zu halten. Die Not, in der wir die Jugend, uns selbst und die Gesellschaft vorfinden, rechtfertigt

unsere Versuche, ihre Aufmerksamkeit in Richtung unserer Probleme zu zwingen. Weil die Menschheit neuer Elemente der Wiedervereinigung bedarf, bieten sich unsere neuen Grundsätze an als eine Methode für die Gesellschafts- und Altertumswissenschaften. Von dem Zwang und Ernst des Imperativs Höre Israel! hängt die Fruchtbarkeit der Indikative ab. Aber ob mein, dein und aller mündiger Menschen Imperativ sich »höre« nennt, und auf Gehorsam zielt, ob er sich »lies!« nennt und auf Literatur, auf Lesbares sich richtet, ob er in philosophischem Stolz an den Philosophen in jedem gemeinen Manne appelliert mit seinem »Denke!« – immer ist es die Eine in Logik, Linguistik, Literatur gegliederte Dreifaltigkeit Eines und Desselben geistigen Lebens. Die Pflicht, die Klassiker zu lesen, beim Militär zu gehorchen und Ethik zu studieren, ist eine und dieselbe Pflicht jedes inkorporierten Mitgliedes am Leibe unseres Geschlechts.